

Gerhard Schmied

Menschenbilder in der Soziologie

(Vortrag beim Studium generale der Universität Mainz am 3. Juli 2003)

Es war im Sommer 1966; 1968 war nicht mehr fern. Aber noch zogen in das gut besetzte Auditorium maximum dieser Universität, vorne am Forum universitatis, in langer Reihe Professoren dieser Universität ein. Sie trugen Talare mit roten und blauen Borden sowie Barette. Grund für diesen traditionellen Aufzug war die Antrittsvorlesung des neuen Soziologen, Professor Helmut Schoeck. Das Thema, das sich mein Lehrer ausgewählt hatte, lautete: Der Mensch vom Standpunkt der Soziologie.

Helmut Schoeck sagte über den auf das Phänomen der Gesellschaft konzentrierten Soziologen: "Nun kann es ein Gesellschaftsbild nur geben, wenn man zuvor ein Menschenbild gewonnen hat" (1966, S.1153). Die Menschenbilder in der Soziologie werden nach fast 40 Jahren wieder ein zentrales Thema in diesem Vortrag sein.

Die Soziologie bedient sich auch der Modelle und Konzepte aus anderen Wissenschaften. Derzeit wird die Rational-choice-Theorie, die Theorie der rationalen Wahl in der Soziologie intensiv diskutiert. Die Wissenschaft, die am engsten mit diesem Ansatz verbunden ist, sind die Wirtschaftswissenschaften, so dass man diesen Ansatz als ökonomistisch bezeichnet. Der Mensch ist danach primär der Kaufmann oder auch der Verbraucher, der genau Preis und Nutzen abwägt und dann nach dem größten Vorteil handelt. Der Psychologe Charles Hampden Turner charakterisiert das dahinter stehende Menschenbild als eine "Art wandernder Registrierkasse" (S. 32).

Die zentrale Kategorie des größtmöglichen Nutzens lässt sich auch als Belohnung auffassen. Das wäre ein *switch* zur Verhaltenstheorie, die auf diese Weise mit Theorie der rationalen Wahl in Verbindung steht. Die Verhaltenstheorie ist wohl primär der Psychologie zuzuordnen. Ausführungen zu dieser Theorie müssen von der klassischen Theorie der Konditionierung ausgehen. Hier hat der Pawlowsche Hund seinen Ort, der nicht nur durch einen unbedingten Reiz (ein Stück Fleisch), sondern auch durch den in der Regel gleichzeitig auftretenden bedingten Reiz (ein Glockensignal) eine unbedingte Reaktion (Speichelfluss) zeigt. In der nächsten Stufe, als Effektgesetz bezeichnet, wird

angenommen (was auch für den Pawlowschen Hund zutreffen dürfte), dass ein bestimmtes Verhalten dann gezeigt wird, "wenn es mit psychisch befriedigenden Zuständen" (Schmid, S. 107) zusammenfällt. Diese psychisch befriedigenden Zustände können auch "Belohnung", wenn man von der Empfindung des Akteurs ausgeht, oder "Verstärker", wenn man vom Auftreten des Verhaltens ausgeht, genannt werden.

Wie sieht der Mensch im Lichte der Verhaltenstheorie aus? Er steht im Ausgangspunkt dem Tier sehr nahe. Ein weiterer Zug des Menschen lässt sich aus der Verhaltenstheorie erschließen. Der Mensch ist danach Hedonist, und zwar unausweichlich Hedonist. Mit dieser Bezeichnung will keine ethische Wertung verbunden sein. Es soll damit nur deutlich die Orientierung auf Belohnung, auf angenehme Empfindung ausgedrückt sein.

Ein spezifisches Menschenbild lässt sich auch in den verschiedenen Versionen verstehender Soziologie aufweisen. Sie stehen z.T. in Bezug zu den Sprachwissenschaften, und der Mensch wird dann – so die Formulierung von Ernst Cassirer (S. 51) – als *animal symbolicum* verstanden. Der Ausflug in die Anleihen der Soziologie aus anderen Wissenschaften soll damit beendet sein. Im Zentrum der Darlegungen sollen nun in der Soziologie entstandenen und für sie spezifischen Entwürfe und das mit ihnen verbundene Menschenbild stehen. Es sind dies Ansätze, in denen Gesellschaft und Gesellschaftliches im Vordergrund stehen und als *movens* angenommen werden. Wir werden auffällig häufig Franzosen als Urheber finden, vielleicht ein Reflex auf den alles durchdringenden französischen Zentralstaat.

Der Gedanke der Übermacht der Gesellschaft gegenüber dem Einzelnen ist kaum jemals so detailliert ausgefaltet und so konsequent vertreten worden wie von Emile Durkheim. Ich beziehe mich im folgenden auf sein Werk: *Les formes élémentaires de la vie religieuse*, auf deutsch: Die Elementarformen des religiösen Lebens. Das Buch erschien zum ersten Mal im Französischen 1912.

Durkheim geht in seiner Schrift von der Universalität gewisser Denkkategorien, wie Raum, Zeit und Kausalität, aus und fragt nach ihrem Zustandekommen. Diese Kategorien sind in ihrer Universalität von Individuen unabhängig, sonst könnten sie nicht überall vorkommen. Was das Individuum leisten kann, sind Vorstellungen, Bilder, Empfindungen zu diesen Kategorien. Sie sind nicht verallgemeinerbar. Also müssen die Kategorien aus der Gesellschaft kommen. Wie manifestiert sich Gesellschaft? In erster

Linie ist sie durch die Autorität, die ihr zukommt, fassbar. Durkheim sagt über die Gesellschaft:

"Sollte ein Mensch bewusst von diesen Denknormen abweichen, dann betrachtet sie ihn nicht mehr als einen menschlichen Geist im vollen Sinn des Wortes und behandelt ihn entsprechend. Darum fühlen wir, wenn wir uns im Innersten von diesen Grundbegriffen zu befreien zu versuchen, dass wir nicht ganz frei sind, dass etwas in uns widersteht, in uns und außer uns. Außer uns ist die Meinung, die über uns urteilt. Da aber die Gesellschaft auch in uns vertreten ist, wersetzt sie sich auch in uns gegen diese revolutionären Neigungen" (1984, S. 38).

Gesellschaft ist also in zweifacher Form vorhanden und wirksam. Sie ist zunächst eine eigene Wirklichkeit, und dann ist sie noch als Teil des Einzelnen vorhanden. Was aber von ihr gesagt werden kann, ist vor allem, dass sie wichtiger als das Individuum ist, dass sie das Individuelle begrenzt. In gewissen Passagen vergleicht Durkheim die Gesellschaft mit dem Geist und das Individuum mit dem Körper. Wenn wir jetzt wieder auf die Kategorie der Rationalität zurückkommen, dann ist das, was rational und vernünftig ist, die Gesellschaft, aber nicht das Individuum per se, sondern Letzteres nur durch Teilnahme an der Gesellschaft. Der Geist ist also vom Einzelnen in die Gesellschaft ausgewandert.

Durkheims Position ist nicht soziologisch, sondern soziologistisch. Das heißt, dass er nicht nur die soziale Komponente berücksichtigt, das wäre soziologisch, sondern diese Komponente ist überwältigend. Er stilisiert sie in Gestalt der Gesellschaft zu einem Subjekt, das in gewisser Weise Hegels absolutem Geist entspricht. Sie ist bei Durkheim der Über-Geist, der auf das Individuum übergreift und es in Schranken hält. Und es ist konsequent, wenn er in seiner Schrift "Die elementaren Formen des religiösen Lebens" die Gesellschaft an die Stelle Gottes setzt; denn für ihn ist die Gesellschaft der letztliche Gegenstand der Religion und die religiöse Instanz schlechthin, an die sich Menschen wenden. Und man könnte die folgenden Ausführungen Durkheims über die Gesellschaft als religiösen Hymnus lesen, wenn man das Wort "kollektives Bewusstsein" durch "Gott" ersetzen würde. Bitte beachten Sie auch, dass dreimal die Metapher "oben" vorkommt, mit der auch das Reich Gottes charakterisiert wird.

"Die Gesellschaft ist, zusammengefasst, keineswegs das unlogische oder a-logische, unzusammenhängende und fanatische Wesen, das man nur zu oft in ihr sehen möchte. Im Gegenteil: das kollektive Bewusstsein ist die höchste Form des psychischen Lebens, denn es ist ein Bewusstsein der Bewusstseine ...Außerhalb und über (sic!, G. S.) den individuellen und

lokalen Zufälligkeiten stehend, sieht es die Dinge nur in ihrem permanenten und wesentlichen Zustand, den es in kommunizierbare Begriffe fasst. Da das kollektive Bewusstsein von oben (s.o., G.S.) sieht, sieht es auch weit: zu jedem Zeitpunkt umfasst es die ganze bekannte Wirklichkeit. Darum kann nur es dem Geist den Rahmen liefern, der sich auf die Gesamtheit der Dinge bezieht und der erlaubt, sie zu denken. Es erschafft diesen Rahmen nicht auf künstliche Weise; es findet ihn in sich; es braucht ihn sich nur zu Bewusstsein bringen. Dieser Rahmen umfasst alle Daseinsweisen, die man in allen Verwirklichungsgraden finden kann, die aber, in voller Klarheit nur auf dem Gipfel (s.o., G.S.) erscheinen..." (ebd., S. 593).

Was aber bietet eine so gesehene Gesellschaft dem Einzelnen? Sicher ist sie Instrument des Zwanges, aber – durchaus d'accord mit vielen religiösen Traditionen – Zwang zur Verhinderung des Bösen, in traditioneller Sprache: zur Erlangung des Heils. Sie bewahrt ihn – wie es später der Religionssoziologe Peter L. Berger ausdrücken wird – "vor dem Grauen der Anomie" (S. 27). Anomie ist ein von Durkheim in der Soziologie populär gemachter Begriff; diese "Gesetzlosigkeit" meint abweichendes Verhalten, das in gesellschaftlichen Zuständen wurzelt und den Einzelnen im Zustand der Orientierungslosigkeit hinterlässt.

Menschen haben wie alle Lebewesen Bedürfnisse. Das Tier hat Bedürfnisse, die "durch die Forderungen seines Körpers bedingt sind" (Durkheim, 1973, S. 280). Der Mensch hat darüber hinaus gehende Bedürfnisse: "Wohlstand, Komfort oder Luxus" (ebd.) Aber während beim Tier die Befriedigung der Bedürfnisse gesichert ist, beim Stillen des Hungers etwa, fehlen dem Individuum solche festumrissenen Grenzen. "Soweit die Bedürfnisse also nur von den Einzelpersonen abhängen, sind sie unbegrenzt" (ebd., S. 281). Die Lösung Durkheims besteht in der Grenzen setzenden Gesellschaft:

"Nur die Gesellschaft ist in der Lage, diese mäßigende Rolle zu spielen...Denn sie ist die einzige dem einzelnen übergeordnete moralische Kraft, deren Überordnung er auch anerkennt. Sie hat als einzige die nötige Autorität, Recht zu sprechen und den Begierden Schranken zu setzen, über die hinauszugehen nicht erlaubt ist" (ebd., S. 283).

Der Mensch ist also ein "Mängelwesen", aber nicht organisch, wovon im Gebrauch dieses Begriffes in der Linie: Johann Gottfried Herder – Arnold Gehlen ausgegangen wird, sondern als Einzelner, der stets der Leitung durch die Gesellschaft bedarf. Soll man die Vorstellungen von Durkheim politisch einordnen, so sind sie eindeutig konservativ, denn Gesellschaft als Maßstab ist stets gegenwärtig vorhandene Gesellschaft; deren Defizite werden nicht thematisiert, im Blick steht die Funktion der Leitung des Individuums.

Diese Dominanz des Gesellschaftlichen finden wir auch noch bei Pierre Bourdieu (1930-2002), der mit seiner Schrift "Die feinen Unterschiede" eine empirisch fundierte Habitus-Theorie vorlegte. Auf der Basis von ökonomischem Kapital (Besitz und Einkommen), sozialem Kapital (Beziehungen und Zugehörigkeit zu Netzwerken), symbolischem Kapital (Prestige) und kulturellem Kapital (Bildung und Geschmack) bilden sich die Habitus heraus. Das Ausmaß des Besitzes der einzelnen Kapitalsorten manifestiert sich im Habitus, das heißt in Einstellungen und Verhaltensformen, und bestimmt so die Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft. Bourdieu geht nicht von der Gesellschaft als einem Agenten aus, der noch, wie dies bei Durkheim der Fall war, mit einem eigenen Bewusstsein ausgestattet ist. Bei ihm sind es soziale Prozesse mit einer Eigendynamik, die Habitus und soziale Stellung des Einzelnen bestimmen. Dem Individuum ist sein Part in diesen Prozessen nicht zugänglich (es sei denn, er wäre ein Soziologe vom Kaliber Bourdieus). Bourdieu schreibt in "Die feinen Unterschiede":

"Die von den sozialen Akteuren im praktischen Denken eingesetzten kognitiven Strukturen sind inkorporierte soziale Strukturen. Wer sich in dieser Welt 'vernünftig' verhalten will, muss über ein praktisches Wissen von dieser verfügen, damit über Klassifikationsschemata (oder, wenn man will, über 'Klassifikationsformen', 'mentale Strukturen', 'symbolische Formen' - alles Begriffe, die unter Absehung von den jeweils spezifischen Konnotationen mehr oder minder wechselseitig austauschbar sind), mit anderen Worten über geschichtlich ausgebildete Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die, aus der objektiven Trennung von 'Klassen' hervorgegangen (Alters-, Geschlechts-, Gesellschaftsklassen), **jenseits von Bewusstsein und diskursivem Denken arbeiten**" (S. 730; H.d.mich).

Bourdieu ist wohl der renommierteste französische Soziologe in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewesen; er wird heute schon wie Durkheim unter die Klassiker gezählt (Bohn/Hahn). Man kann das Menschenbild in der Linie Durkheim-Bourdieu (man kann auch bis zu Auguste Comte, dem "Erfinder" des Wortes "Soziologie" zurückgehen) mit Gerhard Schulzes Ausführungen zu einem anderen Kontext so zusammenfassen: "Sichtbar wird hier ... der sozial determinierte Mensch, die Marionette der objektiven Bedingungen, der arme Irre in der geschlossenen Anstalt der Gesellschaft, Abteilung 'Autonomiephantasten'" (Schulze, S. 295).

Die Bedeutung Durkheims war immens. So widmet Talcott Parsons, der große Theoretiker des Strukturfunktionalismus, dem mindestens von 1950 bis 1970 die Soziologie dominierenden Ansatz, in seiner ersten großen theoretischen Schrift "The Structure of Social Action" aus dem Jahre 1937 dem Werk von Durkheim weite Passagen. Und über Parsons nahm ein wichtiger deutscher Nachkriegssoziologe, nämlich

Ralf Dahrendorf, letztlich genuin Durkheimsches Gedankengut in seine Schrift "Homo sociologicus" auf, die 1959 zum ersten Mal erschien. Das relativ schmale Bändchen könnte das am häufigsten aufgelegte soziologische Buch in Deutschland sein; es erschien 1977 in 17. Auflage.

Ist Durkheims Position soziologistisch, so werden wir Dahrendorfs Position als reduktionistisch bezeichnen müssen. Dahrendorf schreibt über Rolle; Sozialität wird über Rolle gefasst. Das haben vor ihm und vor allem nach ihm viele getan. Rolle wird oft als *der* Grundbegriff der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet. Was Dahrendorf aber von vielen anderen unterscheidet, die sich mit Rolle beschäftigen, ist seine Berücksichtigung der anthropologischen Komponente, die schon im Titel seiner Schrift als "homo sociologicus" auftaucht. Dahrendorf stellt seinen "homo sociologicus" gleich zu Beginn in den Zusammenhang mit zwei anderen sozialwissenschaftlichen Vorstellungen vom Menschen. Dabei ist ihm bewusst, dass es sich bei diesen Vorstellungen wie bei seiner eigenen um Konstruktionen handelt, die nicht den Menschen an sich, sondern nur Aspekte von ihm erfassen. Das zeigt schon, was die Kennzeichnung "reduktionistisch" bedeutet. Es geht um Konstruktionen, die uns bestimmte Züge der Wirklichkeit oder genauer: des sozialen Lebens erklären helfen.

Homo sociologicus ist direkt ein Menschenbild; es muss nicht im Rückschluss herausgearbeitet werden. Dahrendorf kontrastiert es mit zwei weiteren Menschenbildern. Das eine ist der homo oeconomicus, der Wirtschaftsmensch, auf den wir bereits eingegangen sind. Ende der 50er Jahre, als Dahrendorfs Schrift zum ersten Mal erschien, herrschte nach seinen Beobachtungen "Stille um die Menschen der Ökonomie" (Dahrendorf S.16). Wie wir gesehen haben, gilt auch hier die Redensart, dass Totgesagte länger leben.

Das zweite Menschenbild ist in gewisser Weise das Gegenstück zum homo oeconomicus. War der homo oeconomicus vom Kosten-Nutzen-Kalkül bestimmt, war er gut informiert, so ist der *psychological man* sich über seine Motive nicht im Klaren. Es ist der Mensch, der vom Unbewussten gesteuert wird, wobei dieses Unbewusste nur mit Hilfe komplizierter Verfahren stückweise in das Bewusstsein gehoben werden kann.

Wieder Helmut Schoeck schrieb 1966:

"Es gibt einen gemeinsamen Nenner bei den verschiedenen Soziologen der letzten dreißig Jahre, die sich über den Menschen der Soziologie geäußert haben. Zahlreiche Soziologen

haben so etwas wie ein Menschenbild versucht, worin sie den Menschen als Rollenspieler zum Ausgangspunkt wählten" (S. 1158).

Die Begriffe "Position" und "Rolle" bezeichnen näher, was Dahrendorf unter "homo sociologicus" versteht. Soziale Positionen sind Orte in sozialen Feldern, wie z. B. im Feld des Berufes, der Familie oder von Vereinigungen. Buchhalter, Vater oder Schriftführer in einem Verein wären Beispiele für Positionen. Soziale Rollen umfassen Handlungen oder äußere Kennzeichen, die von dem Inhaber einer Position erwartet werden. Vom Buchhalter werden Kenntnisse zum Rechnungswesen sowie deren sachgerechte Anwendung erwartet. Ferner erwartet man von ihm, dass er nicht, wie etwa ein Schlosser, im "Blaumann" zum Dienst erscheint. Die Handlungskomponente bezeichnet man als Rollenverhalten, die dem Beruf angemessene Kleidung wäre ein Beispiel für ein Rollenattribut. Rollenverhalten wie Rollenattribute sind in einer bestimmten Gesellschaft relativ sichere Größen; daher können sie erwartet werden. Dieser Bezug zur Gesellschaft ist keineswegs unwichtig. Denn Rolle und Position sind der "Bereich, in denen der Mensch und die Tatsache der Gesellschaft einander überschneiden" (Dahrendorf, S.18). Zuvor hatte Dahrendorf die Gesellschaft als "ärgerliche Tatsache" (Dahrendorf, S.17) charakterisiert, denn ähnlich wie bei Durkheim wird hier dem Einzelnen Verhalten, Aussehen und Charakter vorgeschrieben. Warum tun die Menschen das, was von ihnen erwartet wird? Warum tun sie es, auch wenn es ihnen oft lästig, unbequem ist, wenn sie viel lieber anders handeln würden? Die Antwort muss lauten: Wenn sie es nicht tun (und manchmal tun sie es auch nicht), dann werden sie bestraft. Dahrendorf geht nicht wie Durkheim von der Autorität der Gesellschaft aus, der unbesehen gehorcht wird. Er sieht auch die Zuwiderhandlungen und die ihnen folgenden Sanktionen. Wie im Strafrecht gibt es auch beim Rollenspiel verschiedene Grade der Verstöße und ihnen korrespondierende Sanktionen. Der Buchhalter muss ordentlich die Kasse führen und darf nicht betrügen; das gehört zu den so genannten Muss-Erwartungen. Verstöße gegen diese Muss-Erwartungen werden durch das staatliche Recht geahndet. Termingerechtigkeit und Auskunftsfreude gegenüber dem Arbeitgeber gehören zu den Soll-Erwartungen. Erweist sich hier der Rollenspieler als wenig kooperationsbereit, so wird er das an informellen Sanktionen spüren, die vom Stirnrunzeln bis zur Ermahnung reichen können. Niemand kann von ihm Überstunden verlangen, aber erbringt er sie, so ist das eine Kann-Erwartung, die positiv sanktioniert wird. Wertschätzung wie Überstunden-Entlohnung sind die positiven Sanktionen.

Die ärgerliche Tatsache der Gesellschaft besteht also darin, dass uns über Gruppen und Personen ein bestimmtes Verhalten aufgezwungen wird und auch hier ist die

Gesellschaft in Gestalt dieser Gruppen und Personen anscheinend übermächtig. Wenn wir nicht gehorchen, dann werden wir bestraft. Doch ganz so einfach scheint die Sache nicht zu sein. Dies sah schon der Dichter Friedrich Schiller, als er Soziologisches derart in Reimform brachte:

"Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Dass der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepter ihm gebeut ..." (S. 257).

Friedrich H. Tenbruck hat in einem Aufsatz zu Dahrendorfs Rollentheorie darauf hingewiesen, dass viele und wichtige Rollen nicht über Zwang und Angst vor Strafe, sondern über Identifikation ausgeübt werden. Es würde der Mutterrolle nicht entsprechen, wenn sie immer unter dem Schwert der Sanktionen stehen würde. Tenbruck stellt zur Identifikation fest: "Wo sie fehlt, wo somit die Rolle bloß auf den fremden Anspruch zurückweist, darf man ihr baldiges Ende vorhersagen" (S. 14). Ferner weist Tenbruck darauf hin, dass sehr wichtige Rollen nicht mit Sanktionen verbunden sind. "Wer nicht heiratet, setzt sich allenfalls sehr geringen Sanktionen aus, obschon das Heiraten für die Gesellschaft vital ist" (Tenbruck, S. 19).

Zu den Postulaten des Menschseins, die im Laufe der abendländischen Geistesgeschichte immer wieder diskutiert wurden, gehört die Freiheit. Dahrendorf geht ausführlich auf diese Frage ein. Ist der homo sociologicus frei, wenn er durch seine Rolle determiniert wird? Wo liegen trotz dieser Determiniertheit Bereiche der Freiheit? Zunächst einmal kann der Einzelne den Rollenerwartungen nicht entsprechen, wenn er bereit ist, die in diesem Falle vorgesehenen Sanktionen auf sich zu nehmen. Weitere Spielräume der Freiheit ergeben sich teilweise im Bereich der Soll-Erwartungen und auf jeden Fall im Bereich der Kann-Erwartungen. Dahrendorf spricht weiter von so genannten Rollenkonflikten. Diese können sich innerhalb einer Rolle (Intra-Rollenkonflikt) oder zwischen Rollen (Inter-Rollenkonflikt) abspielen. In all diesen Fällen hat der Rollenspieler eine gewisse Freiheit, für bestimmte Rollenteile bzw. Rollen zu optieren, die seinen Neigungen am ehesten entsprechen. Er kann in der ehelichen Beziehung eher für das Kochen als für das Putzen optieren, und im Konfliktfall die beruflichen vor den familiären Verpflichtungen erfüllen wollen.

Ziehen wir ein anthropologisches Zwischenfazit zu den vorgestellten Theorien. Dem Menschen als Einzelnen, als Individuum sind in der Gestaltungsfreiheit enge Grenzen gesetzt. Er ist weitgehend durch Gesellschaftliches determiniert. Und sicherlich wird mit dieser Festlegung auch etwas Richtiges gesehen. Die Enkulturation etwa, die Einpassung des Kindes in eine herrschende Kultur, ist ein universaler Prozess. Und gerade in der Situation einer gewissen Multikulturalität werden uns oft die Gemeinsamkeiten und Eigenheiten unserer Kultur bewusst, was Menschen nicht bemerken konnten, die fraglos in einer Kultur lebten und diese als Natur betrachteten, die so und nicht anders sein darf.

Kehren wir noch einmal zu Ralf Dahrendorf und seiner Rollentheorie zurück. Es ist fraglich, ob für moderne Gesellschaften die genaue Passung von Rollenerwartungen und Rollenhandlungen, wie sie Dahrendorf angenommen hatte, angemessen ist. Vorstellungen, wie sie Dahrendorf entwickelte, passen allenfalls für traditionale Gesellschaften oder für die so selten gewordenen Rituale in den modernen Gesellschaften. In modernen Gesellschaften sind die Rollenerwartungen oft sehr wenig präzise. Es wird vom Individuum ein Eigenanteil benötigt, damit er die Rolle ausfüllen kann. Es gibt den guten Verkäufer, aber ein guter Verkäufer kann man auf viele Arten sein. Weiter sind in modernen Gesellschaften die Rollen oft nicht festgelegt, sondern müssen ausgehandelt werden. Ein gutes Beispiel sind heute Beziehungen zwischen zwei Geschlechtspartnern. Und Trennungen wie Scheidungen sind oft nichts anderes als ein als ein endgültig festgestellter Misserfolg im Aushandeln der Rolleninhalte.

Der amerikanische Soziologe Erving Goffman hat in vielen seiner Arbeiten sowohl die Interpretationsspielräume herausgearbeitet, die Rollen enthalten können, aber auch viele Details von subtilen Regeln herausgearbeitet, die wir – in der Regel un- oder halbbewusst – befolgen, wenn wir mit anderen Menschen zusammen sind. Er hat einmal direkt formuliert, was die Rollentheorie anthropologisch bedeutet, wobei die Begriffe "optimistisch" und "wild" in dem folgenden Zitat eher als Ironie begriffen werden sollten. "Die traditionelle soziologische Ansicht vom Menschen ist optimistisch. Hat man das wilde Tier erst einmal so weit, unter den Auspizien des Selbstinteresses gesellschaftlich festgelegte Ziele zu verfolgen, so braucht man es nur noch dazu zu bewegen, seine Strebungen in Übereinstimmung mit einem ausgearbeiteten Schema von Grundregeln zu regulieren." (S. 280). Bei diesem Zitat ist zu beachten, dass das häufig angenommene "Selbstinteresse", auch als "Belohnung" oder "Nutzen" bezeich-

net, hier nicht das Movens alles Sozialen darstellt, sondern ein Schein ist, der den sozialen Zwang verdeckt.

Man kann feststellen, dass gerade für den Menschen in modernen Gesellschaften der individuelle Spielraum relativ groß geworden ist. Das hängt mit der Wertschätzung zusammen, die der kreative Mensch oft genießt. Künstler zu sein heißt heute unter anderem, die gewohnten Bahnen verlassen und bisher nicht Bekanntes zu präsentieren. Mögen sich die Zeitgenossen amüsieren oder ärgern, aber am Ende finden sich dann doch meist Sinnsucher, die auch der absurdesten Idee noch Hochachtung verschaffen. Das Ganze vollzieht sich in einem Klima, dessen Kennzeichen Liberalität und Toleranz sein sollen. Den Spielraum gewährt auch eine in sich differenzierte, wenn nicht gar zerfasert zu nennende Kultur. Bereits nach dem 2. Weltkrieg wurde der Begriff der Subkultur in die soziologische Diskussion eingeführt, um disperse Details und Entwürfe zu kennzeichnen. Das geschah oft mit dem Zusatz, dass es sich dabei um abweichendes Verhalten handle, und das war durchaus wertend gemeint. Wenn heute in der Soziologie die Vielfalt der vorhandenen Lebensstile präsentiert wird, ist kein moralisierender Zeigefinger mehr im Spiel, sondern ein immer mit mehr Details ausgestatteter Aufweis der unterschiedlichen Arten, sein Leben und damit sein Menschsein zu gestalten.

Die Theorien von Durkheim und Dahrendorf trauen dem Menschen weniger zu, als er leisten kann, und muten ihm weniger zu, als er leisten muss. Lassen Sie mich das an einer der Gesellschaftsdiagnosen der jüngsten Vergangenheit demonstrieren, die auch in der weiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen wurde, nämlich Ulrich Becks "Risikogesellschaft". Er schreibt über die Biographie des modernen Menschen: "Die Anteile der prinzipiellen entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten nehmen ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographie nehmen zu" (S. 216). Das gilt für Sinnsysteme wie private Lebensformen. Was bei ihm aber auch zum Ausdruck kommt, ist die Verbindung von Wahlfreiheit und Entscheidungszwang. So wird die geläufige Bestimmung von Freiheit als Gegensatz zu Zwang in gewisser Weise unterlaufen. Dabei ist zu beachten, dass auch ein Unterlassen einer Entscheidung eine Entscheidung darstellt, worauf Max Weber eindringlich hingewiesen hat, der "Dulden und Unterlassen" (1972, S. 3) zu den Handlungen zählt. All das geschieht auch nach Beck innerhalb eines gesellschaftlichen Systems mit seinen oft widersprüchlichen Anforderungen. So kann Beck schreiben: "Lebensführung wird unter diesen Bedingungen zur *biographischen Auflösung von*

Systemwidersprüchen ..." (S. 219, H.d.B.). Und für den Soziologen Zygmunt Baumann heißt Postmoderne "mit Ambivalenzen leben" (S. 281).

Das führt mich abschließend zu generellen Reflexionen über das umgreifende Thema "Was ist der Mensch?". Lassen Sie mich meine grundsätzliche Antwort auf diese Frage zur Diskussion stellen. Dieser Antwortvorschlag lautet: Man hat in Polaritäten mit Schwerpunkten zu denken.

"Herr, was ist der Mensch?", fragte schon im Alten Testament der Psalmist. Das ist eine eindeutige Frage, auf die meist auch eine eindeutige Antwort erwartet wurde. Eindeutigkeit meint zweierlei: einmal Klarheit, aber auch Nennung eines Faktors, der den Menschen charakterisieren soll. Es scheint so zu sein, dass religiöse Grundvorstellungen unsere Gedankenwelt bis in die erkenntnisleitenden Ideen hinein durchdringen. Der schon einmal zitierte Psychologe Charles Hampden-Turner konkretisiert solche Überlegungen und bezieht sich dabei auf den Monotheismus, den er mit dem griechischen Polytheismus vergleicht. "Götzendienst mag wirklich gefährlich sein, doch dies gilt vor allem für den Monotheismus. Hat man nur einen Gott oder eine Seele, deren Eigenschaften in mehreren Bildnissen festgehalten sind, dann kann es verheerende Folgen haben, wenn man sich nur einem Idol oder einer fixen Idee statt dem Ganzen verschreibt. Hat man aber viele Götter oder viele potentielle Persönlichkeiten, die in den Fähigkeiten des Menschen enthalten sind, dann haben diese mannigfaltigen Vorstellungen genau die entgegengesetzte Wirkung: Sie erweitern, qualifizieren, befreien, kompensieren unsere Komplexe und Zwänge dadurch, dass sie ihnen umfassende Persönlichkeiten anbieten" (S. 15). Andere Kulturen kennen eine durchgehende Polarisierung, wie die Vorstellung von Ying und Yang. In langen Zeiten des abendländischen Denkens verdrängten Seele und Vernunft alles andere, auch den Staub der Erde, aus dem der Mensch nach Genesis ebenfalls gemacht ist. Für eine polare Sicht des Menschen spricht manches. Dazu gehört auch die Struktur unseres Gehirns, in der die verschiedenen Seiten unseres Menschseins vorkommen. Die Regionen, die für Intuition, Ganzheit und Synthese stehen (rechte Hemisphäre), werden durch die ergänzt, die die rationalen, analytischen und reduktiven Fähigkeiten (linke Hemisphäre) ermöglichen (Hampden-Turner, S. 86ff). Die Fixierung auf den einen Unterschied, auf **das** entscheidende Merkmal wird aber der Frage nach dem Menschen nicht gerecht.

In der Geschichte des Denkens über den Menschen finden wir zahlreiche einseitige Betonungen etwa von Rationalität oder Gefühl, Natur oder Kultur, Genen oder Umwelt

oder, wie heute expliziert, von Individuum und Gesellschaft. In der Soziologie ist übrigens ein starker Hang festzustellen, der Ratio einen Vorrang einzuräumen und sowohl Gefühl als auch Willen zu vernachlässigen. Da lässt sich eine Linie vom Gründervater Auguste Comte über Max Weber (obwohl der sich gegen eine solche Vorstellung wehrte) bis zu den oben erörterten Theorien der rationalen Wahl ziehen. Die Soziologie ist durch Max Weber aber auch belehrt worden, dass solche Schwerpunktsetzungen der Realität nicht gerecht werden, sondern nur heuristische Hilfsmittel sind, die nicht für die Wirklichkeit genommen werden dürfen. Er hat das in die Form des Idealtypus' gebracht, der eine "Utopie" (i.o.H.) ist, die "durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte" (i.O. z.T. H.) entstanden ist, und der Idealtypus hat lediglich "die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht" (i.O. z.T. H.; 1988, S.191). Wir sollten uns auch beim Menschen angewöhnen, immer das Gegenteil mitzudenken (Hampden-Turner, z.B. S. 208ff).

Gerade für uns Heutige gilt die Aufforderung des Soziologen Zygmunt Baumann: Mit Ambivalenzen leben. Denn wir sollten auch nicht vergessen, dass das einzelne Leben eine komplexe Antwort auf die Frage nach dem Menschen gibt. Das gilt für Leib und Körper, für Seele und Bewusstsein mit ihren wiederum differenzierten Dimensionen, für unser Verhältnis zur belebten wie unbelebten Umwelt, aber auch für die soziale und ethische Seite des Menschseins. Nach einem drastischen Aphorismus steht der Mensch "irgendwo zwischen Cherubim und Schwein", Nietzsche sprach vom Menschen als "Unthier und Übertier" (nach: Mäckler/Schäfers (Hgg.), S. 19). In dieser erschreckend breiten Distanz müssen wir alle einen Platz finden.

Literaturverzeichnis

Baumann, Zygmunt 1995: *Moderne und Ambivalenz*. Frankfurt/M.

Beck, Ulrich 1986: *Risikogesellschaft*. Frankfurt/M.

Berger, Peter L. 1973 (zuerst 1967): *Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft*. Frankfurt/M.

Bohn, Cornelia und Alois Hahn 2000: Pierre Bourdieu. In: Kaesler, Dirk (Hg.): *Klassiker der Soziologie*, Band II. 2. Aufl., München.

- Bourdieu, Pierre 1982 (frz. zuerst 1979): Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.
- Cassirer, Ernst 1990 (engl. zuerst 1944): Versuch über den Menschen. Frankfurt/M.
- Comte, Auguste 1966 (1844): Rede über den Geist des Positivismus. 2. Aufl., Hamburg.
- Dahrendorf, Ralf 1977: Homo sociologicus. 17. Aufl., Köln und Opladen.
- Durkheim, Emile 1984 (frz. zuerst 1912): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. 3. Aufl., Frankfurt/M.
- Durkheim, Emile 1973 (frz. zuerst 1897): Der Selbstmord. Neuwied, Berlin.
- Goffman, Erving 1986 (engl. 1971): Interaktionsrituale. Frankfurt/M.
- Hampden-Turner, Charles 1982: Modelle des Menschen. Weinheim-Basel.
- Mäckler, Andreas und Christiane Schäfers (Hgg.) 1989: Was ist der Mensch...? Köln.
- Schiller, Friedrich 1999: Gedichte. Stuttgart.
- Schmid, Michael 1991: Verhaltens- und Lerntheorie. In: Reimann, Horst u.a.: Basale Soziologie: Theoretische Modelle. 4. Neubearb. u. erw. Aufl., Opladen, S. 102-139.
- Schoeck, Helmut 1966: Die heutige Soziologie - ihr Gesellschafts- und Menschenbild. In: Universitas 21, S. 1151-1159.
- Schulze, Gerhard 2002: Scheinkonflikte. In: Soziale Welt 52, S. 283-296.
- Tenbruck, Friedrich H. 1961: Zur deutschen Rezeption der Rollentheorie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 13, S. 1-40.
- Weber, Max 1988: Die 'Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 7. Aufl., Tübingen, S. 146-214.
- Weber, Max 1972: Wirtschaft und Gesellschaft. 1. Halbband, Köln, Berlin.